

Amerika hat sich von Anbeginn an als Einwanderungsgesellschaft verstanden und ist in der Tat ein faszinierender Beispielfall. Vorauszuschicken ist, dass der gestrenge Begriff „Leitkultur“ dem amerikanischen Denken fremd ist. Es ist bekannt, wie geschickt man in den USA das Verbindliche eher lässig zu formulieren versteht. Man spricht dort von „values“, von „value systems“, von „culture“, vom „American way of life“ oder vom „American creed“ und präsentiert somit das für Neuankömmlinge potenziell vielleicht Anstoßige als eine nicht besonders kantig formulierte, vage und sehr positiv klingende Selbstverständlichkeit. Das heißt nicht, dass in der langen Geschichte der USA das Thema Integration in die eigene Kultur nicht ernst genommen worden wäre und immer noch ernst genommen wird. Aber das Erwünschte und Erwartete ist lange Zeit zumindest verbindlich formuliert, vielleicht auch etwas listiger getarnt worden. Vom amerikanischen Vorbild lernen heißt also erst einmal, das von den Einwanderern Erwartete entspannt und einladend zu formulieren. Somit ist der Begriff Leitkultur in Anwendung auf die USA im Geiste stets in Anführungszeichen zu setzen.

Die Leitkultur der amerikanischen Einwanderungsgesellschaft: Wie ist sie entstanden? Was macht ihre Faszination aus? Wie ist ihr Wertesystem beschaffen? Vor der Skizzierung von Begriffen sollen einige berühmte Bilder in Erinnerung gerufen werden.

Da ist das Bild der *City upon the hill*, der Stadt auf dem Berge, das neue Jerusalem, zu dem die Völker emporschauen. Diese Vision von Amerika ist im Jahre 1630 von John Winthrop beschworen worden, als er auf elf Schiffen 900 religiös dissidente Puritaner zur Massenauswanderung nach dem späteren Massachusetts aufrief, um dort ein weltweit vorbildliches *Holy Commonwealth* zu errichten. Ganze Bibliotheken voller Studien über die USA sind bereits erschienen, in denen die Fernwirkungen dieser ersten Einwanderungswelle nimmermüde wiedergekäut werden, aus der sich ein wichtiges Element der amerikanischen Leitkultur ergeben hat: der Auserwähltheitsglaube, der Glaube an die Vorbildlichkeit Amerikas – *American exceptionalism*, um im Jargon der Soziologen zu sprechen –, das Modell einer Religion, deren lebendige Basis autonome und überschaubare Bürgergemeinden sind. Dutzende kirchlicher Glaubensgemeinschaften, deren meiste ohne Hierarchien, Sekten voll eifernder Vielfalt, die ihre Kraft aus der lokalen, bürgerschaftlichen Organisation beziehen – das ist eine Religionsform, die indirekt durchaus auch für die Politik von großer Bedeutung ist. Als Tocqueville seinerzeit staunend dieser basisdemokratisch organisierten Vielfalt gewahr worden war, schrieb er, die mittelbare Wirkung dieser Religion sei noch viel mächtiger als die unmittelbare: „Gerade dann, wenn sie nicht von Freiheit spricht, lehrt sie die Amerikaner am besten die Kunst, frei zu sein“ (Alexis de Tocqueville, *Über*

die Demokratie in Amerika, Erster Teil von 1835, Zürich 1987, Seite 438). Dieses erste Kernelement amerikanischer Leitkultur wirkt und irritiert bis heute, wenn die Politiker und Publizisten des stark säkularisierten Europa ihre kritischen Blicke auf George W. Bush und seine Anhängerschaft fundamentalistischer Christen im Mittelwesten und im Süden der USA richten.

Zweites Bild: Es gibt ein berühmtes, nicht voll ausgeführtes Gruppenbild von Edward Savage, das sich in zahllosen amerikanischen Geschichtsbüchern findet – die Founding Fathers, unter anderen Benjamin Franklin, John Adams, Thomas Jefferson, an dem denkwürdigen 2. Juli 1776 in der Independence Hall von Philadelphia, als die Unabhängigkeitserklärung beschlossen wird (Fotografie des unvollendeten Gemäldes in: David McCullough, John Adams, New York 2001, Bild 9). Die Founding Fathers von Philadelphia repräsentieren den revolutionären Teil des politischen Establishments der bereits etablierten Einwanderergesellschaft. Sie haben damals weitere Kernelemente der amerikanischen Leitkultur wiederum der gesamten Welt gegenüber feierlich proklamiert und damit auf Dauer in die amerikanische Leitkultur eingebracht: die entrüstete Absage an England (damit auch an das „alte Europa“) sowie das künftige soziopolitische Programm der Neuen Welt, wie man sie später nennt, mit dem Bekenntnis zu den unveräußerlichen Menschenrechten: Leben, Freiheit und *pursuit of happiness* verbunden mit Kampfbereitschaft und Opferbereitschaft für die politische Freiheit. Auch dies war eine Proklamation mit universellem Vorbildcharakter. Dazu sind wiederum ganze Bibliotheken voller interpretierender Bücher erschienen: Amerika als *The First New Nation* (Seymour Martin Lipset, *The First New Nation: The United States in Historical and Comparative Perspective*, New York 1963), als

Land der Freiheit nach innen wie nach außen, aber eben auch als ein Land, das seine Identität, somit auch ein Teilelement seiner Leitkultur findet, indem es sich selbstbewusst von anderen tyrannischen Ländern abgrenzt. Und, so verkündet es das Menschenrecht der *pursuit of happiness*, Amerika als ein Land, in dem jeder Einwanderer seines eigenen Glückes Schmied ist.

Drittes Bild: die im Jahr 1886 errichtete, fast fünfzig Meter hohe *Statue of Liberty*, geschaffen von einem Elsässer, den USA geschenkt vom Frankreich der Dritten Republik. Dieses pathetische Symbol amerikanischer Leitkultur steht auf der Insel Ellis Island vor der Hafeneinfahrt nach New York, wo es die Einwanderer begrüßt: „Willkommen im Lande der Freiheit.“

„Willkommen im Lande der Freiheit“ ... so haben in der Tat viele Millionen von Migranten im neunzehnten und auch noch im zwanzigsten Jahrhundert Amerika gesehen. Die unterschiedlichen Motive, von denen diese Menschenmassen, die auf Ellis Island durchgeschleust werden, nach Amerika getrieben wurden, sind wiederum allbekannt: Die einen flüchten vor der politischen Repression im eigenen Vaterland (etwa die deutschen Achtundvierziger mit Führungsgegestalten wie Friedrich Hecker und Carl Schurz), die anderen vor Pogromen (die Ostjuden aus Polen und Russland). Die meisten hoffen vor allem auf materielle Verbesserung im Land der unbegrenzten Möglichkeiten – Land, Jobs, Geld, viel Geld (leider finden aber Millionen von ihnen nur ein Leben voll Mühsal, Armut, Not und Entfremdung). Manche sind auch in erster Linie von Abenteuerlust getrieben, sie haben Bankrott gemacht, oder Polizei und Staatsanwälte im „alten Europa“ sind wegen krimineller Delikte hinter ihnen her. Die Freiheitsstatue aber gibt diesen sehr gemischten Motiven eine idealistische Überhöhung und ruft den Hun-

derttausenden, die herandrängen, ins Bewusstsein: Amerika ist das Land der individuellen Freiheit, mit allen Chancen und mit allen Risiken. Für die meisten derer, welche die Inspektion von Ellis Island passiert haben, gibt es keine Rückkehr mehr. Sie müssen möglichst rasch und möglichst widerspruchslös zu Amerikanern werden. Nur als Amerikaner, die sich halbwegs einfügen, können sie mit viel Glück in dieser freien, aber auch vielfach unbarmherzigen Gesellschaft bestehen. Dieser notgedrungene Individualismus neuer Einwanderer in eine Einwanderergesellschaft geht gleichfalls in die Leitkultur ein, nicht zuletzt die rasch erworbene Fähigkeit, sich schlau, pragmatisch, einfallsreich, notfalls aber auch gewaltsam und brutal seiner Haut zu erwehren.

Viertes Bild: die amerikanische Flagge. Es ist kein Zufall, dass der Flaggenkult Amerikas im Bürgerkrieg entsteht. Jeder, der amerikanische Jugendcamps oder Schulen kennt, ist mit dem Zeremoniell vertraut, und wer sich in den Monaten nach dem 11. September 2001 in New York oder in Washington inmitten eines trotzigen, aufreizenden, kriegerischen Flaggenmeeres fand, wird das nie vergessen. Flaggenkult – das heißt: Diese Einwanderergesellschaft kommt zwar aus vieler Herren Länder, sie ist aber eine – man möchte fast sagen: bis in die Genen nationalistische Gesellschaft mit der Neigung zum Militarismus.

In diesem historisch einzigartigen *melting pot* bildet sich dann jenes Wertesystem aus, für das Gunnar Myrdal in seinem Klassiker *An American Dilemma* den Begriff „der amerikanische Glaube“ (*the American Creed*) geprägt hat. Die Inhalte, der spezifische Mix und das Gewicht der Elemente dieses Wertesystems werden zwar von jeder der zahlreichen Größen amerikanischer Soziologie und amerikanischer Ideengeschichte etwas anders zurechtgeschüttelt. Doch über die wichtigs-

ten Kernelemente der Leitkultur dieser um die Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts ziemlich homogenisierten Einwanderergesellschaft herrscht doch weitgehende Übereinstimmung. Seymour Martin Lipset, bekanntlich einer der Star-Köche dieser akademischen Werte-Küchen, nennt beispielsweise fünf Prinzipien des amerikanischen Glaubens: Freiheit – Chancengleichheit – staatsferner Individualismus – Populismus – Wirtschaftsphilosophie des *Laissez-faire*.

Da amerikanische Gelehrte in mancherlei Hinsicht doch auch diskrete Leute sind, vermisst man in diesen Werte-Konfigurationen zumeist das Element Nationalismus. Anscheinend ist es von außen her sehr viel auffälliger als aus der Innelperspektive. Tatsächlich ist die Überzeugung von der einzigartigen Vorbildlichkeit Amerikas seit den Tagen Woodrow Wilsons und Franklin D. Roosevelt aber nicht nur eine Glaubensüberzeugung amerikanischer Präsidenten. Der Glaube daran, dass auch die anderen Völker in der Staatengesellschaft am besten fahren würden, wenn sie sich nach dem Vorbild des Modells Amerika transformieren wollten und dass Amerika verpflichtet ist, bei dieser demokratischen Umgestaltung der Welt etwas nachzuholen, gehört auch zu den Kernelementen des amerikanischen Glaubens.

So viel erst einmal zum programmatischen Aspekt der in der Tat faszinierenden Leitkultur der amerikanischen Einwanderungsgesellschaft. Doch es versteht sich von selbst, dass Sozialwissenschaftler und -historiker bei derartig lufigen Allgemeinheiten nicht stehen bleiben wollten. Sie haben also kritisch gefragt: Wie ist die Assimilation der Einwandererheere in diese Einwanderergesellschaft denn praktisch vor sich gegangen? Welche Steuerungsmechanismen sind zum Tragen gekommen? Wie weit haben die Umstände der jeweiligen Epoche zum Erfolg der Integration beige-

tragen? Und: Stimmt das, was für lange Jahrzehnte gültig war, eigentlich auch heute noch?

Historische Konstellationen

Der Befund vieler einschlägiger Studien ist natürlich sehr viel weniger ideal als die symbolischen Bilder. Er weist zudem eine Abfolge historischer Konstellationen auf. Ein riesiges Sozialsystem wie die Einwanderergesellschaft eines ganzen Kontinents wächst, verändert sich, entwickelt sich in Widersprüchen, ist auch in Bezug auf die Leitkultur nie endgültig festgelegt. Kurz: Die amerikanische Einwanderungsgesellschaft hat eine lange, komplizierte Geschichte. Die Problematik der Leitkultur dieser exemplarischen Einwanderergesellschaft ist somit nur im Kontext der über die Jahrzehnte hinweg doch stark wechselnden amerikanischen Einwanderungspolitik voll verständlich. Dazu seien nun sehr verkürzt einige Bedingungsfaktoren skizziert.

Erster Faktor: Von Anbeginn an bis in die sechziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts existierte eine auch zahlenmäßig dominierende, weitgehend unangefochtene Kultur, die seit langem mit dem Akronym WASP (*White Anglo-Saxon Protestant*) bezeichnet wird. Diese Kultur war weiß, sie war geprägt vom anglo-amerikanischen Rechtsverständnis und Pragmatismus, geprägt vor allem auch durch die unbestrittene Vorherrschaft der englischen Sprache, und sie war eine mehrheitlich protestantische Kultur mit deutlich spürbaren Vorbehalten gegen Einwanderer aus katholischen Ländern. An diese dominante WASP-Kultur, die in der Verkehrssprache, im Schul- und Hochschulwesen, in Politik, Verwaltung und Wirtschaft unangefochten dominierte, mussten sich die Neuankommende und erst recht deren Kinder und Enkel anpassen.

Insofern ist das Bild vom *melting pot* nur eine Teilwahrheit. Einer der Autoren,

die diesen Vorgang analysierten, hat den *melting pot* gelegentlich mit der Herstellung einer Tomatensuppe verglichen. Die Basis dieser Suppe war die WASP-Kultur; die neu hinzukommenden Minoritäten konnten zwar ein gewisses Maß an ethnischer Prägung behalten, also gewissermaßen die Tomatensuppe würzen – aber Amerika blieb gewissermaßen weiterhin ein einziger großer Topf voller Tomatensuppe, in der die ursprüngliche Hauptingredienz Geschmack und Farbe bestimmte.

Zweiter Faktor: Die USA hatten in den Jahren, als sie die größte und weltweit am stärksten wahrgenommene Einwanderungsgesellschaft waren, in vielerlei Hinsicht großes Glück. Die großen Einwanderungswellen kamen im Zeitalter der primären und der sekundären Wirtschaft, also einerseits der Landwirtschaft, andererseits von Kohle und Stahl, des Eisenbahnbau, der Hochbauten und Tiefbauten, auch der Service-Berufe, in denen menschliche Arbeitskraft noch unentbehrlich war, so dass die einwandernden Bauern und die vielfach ungelernten Arbeitermassen genügend Jobs fanden. Zugleich waren das Epochen, in denen der Sozialstaat noch inexistent war. Wer kam, musste erbarmungslos arbeiten; viele verdarben. Notleidenden wurde zwar, so sie Glück hatten, durch zahlreiche christliche und sonstige philanthropische Einrichtungen oder Individuen geholfen, nicht zuletzt durch Nachbarn und Familienangehörige aus der eigenen Einwanderer-Minorität. Kein Gedanke aber an Einwanderung in die Sozialsysteme und kaum eine Aussicht auf Rückkehr. Wer kam, musste sich zudem hinten anstellen. Und je höher er oder seine Kinder in den durchlässigen Sozialschichten kletterten, umso zwingender war die widerstandslose Übernahme der angelsächsischen Leitkultur. Immerhin: Jeder fand Arbeit.

Die amerikanische Einwanderungsgesellschaft hatte aber auch aus einem wei-

teren Grund Glück. Im ersten Jahrhundert, als die kontinentale Republik jene Einwanderung erlebte, aus deren Urenkeln sich bis heute die amerikanische Einwanderergesellschaft zusammensetzt, kamen vergleichsweise leicht assimilierbare, vor allem aber assimilationswillige Einwandererwellen. Nicht alle Volksgruppen waren anfänglich gleich gern gesehen. Der große Benjamin Franklin war zwar bekanntermaßen einer der kosmopolitischsten der frühen Amerikaner; aber das hielt diesen großen, erleuchteten Geist nicht davon ab, sich gegen nicht-englische Einwanderer kritisch zu äußern. Es waren die Deutschen, deren Einströmen ihn beunruhigte. In einem seiner Aufsätze aus dem Jahr 1751, also ein Vierteljahrhundert vor der eben erwähnten feierlichen Unabhängigkeitserklärung in Philadelphia, findet sich die knallharte Formulierung: „Warum sollte das von Engländern gegründete Philadelphia eine Kolonie von Ausländern werden, die bald so zahlreich sein werden, dass sie uns germanisieren, statt dass wir sie anglisieren!“

Doch die Deutschen erwiesen sich schon bald als integrationswillig. In den grauenhaften Schlachten des Bürgerkriegs gehörten sie zu den treuesten Anhängern der Union – vielfach aus ideologischer Überzeugung. Für deutsche Acht- und vierziger wie Carl Schurz und viele andere mit ihm ging es um die Freiheit – Befreiung der Schwarzen, um auch aus ihnen freie amerikanische Bürger zu machen. Carl Schurz beispielsweise focht als Brigadegeneral und wurde im Alter von vierzig Jahren als Senator in den Senat der USA gewählt. Der Kommentar zu diesem Vorgang in seinen *Lebenserinnerungen* verdient es wörtlich zitiert zu werden: „Nur wenig mehr als sechzehn Jahre waren vergangen, seitdem ich in Amerika gelandet war, ein Heimatloser, ein aus dem großen Schiffbruch der revolutionären Bewegung in Europa Geretteter. Damals wurde ich mit großherziger Gast-

freundschaft von dem amerikanischen Volk aufgenommen, das mir ebenso freigebig wie den eigenen Kindern die vielen günstigen Gelegenheiten der neuen Welt eröffnete. Und nun war ich ein Mitglied des höchsten gesetzgebenden Körpers der größten Republik. Würde ich je imstande sein, diesem Lande meine Dankesschuld abzutragen und die Ehren, mit denen ich überhäuft war, zu rechtfertigen?“

Auf große Vorbehalte stießen anfangs auch die armen, ungepflegten, aber ungeheuer vitalen Iren, vor allem wegen ihrer katholischen Konfession. Damals entstanden unter den gewissermaßen eingeborenen Amerikanern Organisationen, die sich beispielsweise *Native American Association* oder *The Star Spangled Banner* nannten. Doch die tüchtigen Iren und nach ihnen andere katholische Volksgruppen stellten sich hinten an und setzten sich durch. Immerhin dauerte es aber seit dem Zustrom der ersten irischen Einwandererwellen gute hundert Jahre, bis ein irischstämmiger Amerikaner zum Präsidenten gewählt wurde.

Die anti-irische Fremdenfeindlichkeit der vierziger, fünfziger und sechziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts war nicht die letzte Strömung dieser Art. Als die Einwandererwellen aus romanisch-katholischen Ländern, Italiener und Spanier vor allem, zugleich mit ihnen die Ostjuden und die Polen kamen, entstand bei den bereits Etablierten erneut eine kritische, ausländerfeindliche Stimmung mit weit reichenden gesetzgeberischen Konsequenzen. Doch es zeigte sich, dass die Befürchtungen vor diesen Volksgruppen weitgehend grundlos waren. Aber immer dann, wenn hohe Einwandererwellen von Volksgruppen anfluteten, die zu Recht oder zu Unrecht für schwer assimilierbar gehalten wurden, führte das regelmäßig zu heftigen Reaktionen so genannter „nativistischer“, eingeborener Amerikaner. Diese Dialektik

kennzeichnet die Einwanderungsdiskussion in den USA bis heute.

Dennoch gilt: Bis ins frühe zwanzigste Jahrhundert stellten sich die Assimilationsprobleme in die amerikanische Leitkultur aufgrund vieler Bedingungen eben doch sehr viel günstiger dar als später oder als im heutigen Europa. Die amerikanische Gesellschaft hatte nicht zuletzt deshalb auch Glück mit ihren seinerzeitigen Einwanderern, weil fast alle möglichst rasch Amerikaner werden wollten. Es waren meist sehr arbeitsame, sozial aktive, bewegliche Familien und Individuen.

Dritter erwähnenswerter **Faktor** der amerikanischen Einwanderungsgesellschaft: Man könnte ihn mit einem heutigen Ausdruck als gestaltende Einwanderungspolitik bezeichnen. Ein Teil der Assimilation vollzog sich zwar in dem kontinentalen Riesenland gewissermaßen naturwüchsig. Ganz entscheidend aber war eine nachhaltige, mit langem Atem betriebene Assimilationspolitik auf vielen Ebenen: vor allem im Schulwesen, aber auch beim beispiellos intensiven Einsatz bürgerschaftlicher Vereinigungen. Eine rege sozialgeschichtliche Forschung hat zu Tage gefördert, wie unterschiedlich und zahlreich die Vereinigungen waren, die sich das Ziel der Assimilation auf die Fahnen geschrieben hatten: Vereine, die von eingewanderten Volksgruppen betrieben wurden, öffentlich oder privat betriebene Abendschulen, die Sprachkurse des YMCA (*Young Men's Christian Association*), die Sprachkurse und Fortbildungskurse von Wirtschaftsunternehmen, die Gesang- und Sportvereine, die Veteranenorganisationen. Sehr wichtig waren auch die Parteiorganisationen: Sie verschafften Jobs und suchten sich so und durch andere Hilfsmaßnahmen in den Großstädten die Stimmblöcke größerer oder kleinerer Volksgruppen zu sichern. Wie zumeist in diesen Epochen der USA entstanden die Assimilationsinitiativen auf lokaler Ebene – anfangs überhaupt

nicht zentral geplant, aber eben deshalb wirksam. Das von sozialen Aktivitäten wimmelnde Vereinswesen, das Tocqueville schon in den dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts als ein Hauptmerkmal der amerikanischen Gesellschaft aufgefallen war, hat somit in den folgenden hundert Jahren zu einer zwar immer von Leid, von Missständen und von Korruption begleiteten, im Ganzen aber doch beispiellos nachhaltigen Assimilationspolitik geführt, von deren Fernwirkungen die USA heute noch zehren. Es wäre deshalb durchaus geboten, zu den Hauptmerkmalen des amerikanischen Glaubens auch den *public spirit* und die Nachbarschaftshilfe einer Einwanderergesellschaft zu zählen. Dass dabei die Vermittlung von Sprachkompetenz im Englischen ein Schlüssel zur Assimilation war, verstand sich von selbst.

Selektion

Beim Blick auf die Frage von Sprachkompetenz und Bildung zeigte sich aber ein weiterer Aspekt der gestaltenden Assimilationspolitik in den USA. Als die Masseneinwanderung seit den neunziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts an schwoll, verband sich der Grundsatz des Förderns mit dem Grundsatz des Abwehrens. 1896 wurde im Kongress erstmals ein Gesetz eingebracht, das die Einführung von Lese- und Schreibtests vorsah, mit deren Hilfe Analphabeten von der Einwanderung ausgeschlossen werden sollten. Das zielte vor allem auf Einwanderer aus Süd- und Osteuropa. Die Vorstöße der Antragsteller wurden zwar zwei Jahrzehnte hindurch regelmäßig durch das Veto der Präsidenten abgeschmettert, doch in der *Immigration Act* von 1917 setzten sich Lese- und Schreibprüfungen schließlich durch, um, wie es hieß, Personen von der Einwanderung auszuschließen, die „wahrscheinlich der Öffentlichkeit zur Last fallen“ (siehe Stephan Palmié, „Einwanderung und Einwanderungspolitik“, in:

Länderbericht USA, Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung, Band 293/II, Bonn 1992, Seite 328).

Dem Quotierungssystem lag einerseits die Überlegung zugrunde, dass ein Einwanderungsland auswählen darf und auswählen sollte, wen es als Bürger aufnehmen möchte, andererseits die Beobachtung, dass Assimilation in einer Einwanderungsgesellschaft wohl nur dann langfristig Erfolg hat, wenn die Behörden dieses Landes darauf achten, nicht unverhältnismäßig große Einwandererblöcke aus derselben Volksgruppe aufzunehmen. Amerikanisierung in einer Einwanderungsgesellschaft, so die Beobachtung, gelingt am besten, wenn sich die Einwanderer über das ganze Land verteilen. Da es ganz unvermeidlich ist, dass sich die Einwanderer nach der Ankunft erst einmal in ethnisch homogenen Vierteln der Großstädte zusammenballen, schien es richtig, die Gesamtzahl der einzelnen Nationalitäten bewusst klein zu halten und bestimmte völlig auszuschließen.

Die Selektivität begann in den neunziger Jahren mit dem gesetzlichen Verbot der chinesischen Einwanderung. Mit Japan wurde eine Art *orderly-marketing*-Regelung für die Einwanderung vereinbart. Die strikten Länderquoten sind allerdings immer wieder einmal, wenn es aus humanitären und politischen Gründen dringend geboten erschien, durch Sonderregelungen gemildert worden.

Alles in allem ist jedenfalls festzuhalten, dass die zu Recht viel gerühmte, positive und erfolgreiche Assimilationspolitik der amerikanischen Einwanderungsgesellschaft seit den Tagen der *Founding Fathers* vielfach mit kühler, unsentimentaler Gesetzgebung und Verwaltungspraxis verbunden war. Auch deshalb war sie lange Zeit erfolgreich.

Gravierende Veränderungen

Das alles ist aber nicht mehr die amerikanische Gesellschaft von heute. Seit gut

vierzig Jahren hat sich auch in den USA nicht alles, aber doch vieles geändert. Als Zäsur gilt das Präferenzsystem von 1965 mit Aufhebung der Quotenregelung. In manchem zeigen sich seither ähnliche Bedingungen, Immigrations-Konzepte, politische Kontroversen und schwer lösbarer Entwicklungen wie auch in Westeuropa.

Geändert haben sich auch in den USA die Bedingungen. Der Flugverkehr, der Massentourismus, Besuchsreisen und die prinzipiell lässlicheren Kontrollen einer weltoffenen liberalen Gesellschaft ermöglichen auch in Amerika einen viel leichteren Zugang von überall her. Sie erlauben einerseits eine massive illegale Einwanderung, andererseits aber haben diejenigen, die sich legal oder illegal in Amerika aufhalten, auch die Option, rasch wieder zurückzukehren. Die Bereitschaft zur freiwilligen Amerikanisierung, verbunden mit entsprechender Einwirkung der Öffentlichkeit, geht zurück. Die nationalen Loyalitäten zum Herkunftsland halten sich entsprechend länger.

Völlig verändert hat sich die Herkunft der Migranten. Es sind jetzt überwiegend Mexikaner, aber auch Chinesen, Filipinos, Inder und Kubaner. Die Zeiten der Masseneinwanderung aus Europa sind vorbei.

Verändert hat sich aber auch in der akademischen und politischen Öffentlichkeit die zuvor weitgehende Unangefochteneheit der amerikanischen Leitkultur. Der Rechts-links-Gegensatz in Sachen Leitkultur, wie er für Westeuropa kennzeichnend ist, ist nun auch in der einschlägigen amerikanischen Diskussion zu beobachten. Dabei verschärfen sich Kontroversen, die in der inneramerikanischen Diskussion nie ganz abwesend waren, aber doch von der Überzeugung demokratischer, humanitärer, ökonomischer und kultureller Vorbildlichkeit der „großen Republik“ überlagert wurden. Im Mittelpunkt der Diskussion steht natürlich die philosophische Frage, ob Selektivität und national-

egoistische Gestaltung der Einwanderungspolitik mit dem Glauben an die Universalität der Menschenrechte vereinbar sind. Verstärkt werden gegenwärtig typisch humanitäre Kriterien ins Spiel gebracht, besonders der Grundsatz der Familienzusammenführung, der in der Immigrationsgesetzgebung zwischen 1965 und 1991 erhebliches Gewicht hatte. Auch das Prinzip einer Verbindlichkeit der Leitkultur wird von kulturrelativistischen Positionen aus stärker infrage gestellt als früher.

Wohin die Diskussion führen wird, ist noch unentschieden, auch im Kongress und in der Administration. Denn wie in der Vergangenheit schon spielen in den grundsätzlichen Überlegungen von Demokraten und Republikanern wahlstrategische Überlegungen eine sehr große Rolle. Die unterschiedlichen Einwanderergruppen waren schließlich immer auch Objekte des Wahlkalküls – seit den Tagen Abraham Lincolns bis hin zu George W. Bush, der die Klientel der Hispanos besonders intensiv umwirbt und damit die Sorgen im konservativen Lager der Republikaner vor dem Aufwuchs einer zweiten, hispanischen Leitkultur konterkariert.

Erwägenswerte Lehren

Es ist eigentlich kaum möglich, aus diesen Beobachtungen bestimmte Anregungen für die Auseinandersetzungen hier zu Lande abzuleiten, denn Amerika hat bis heute eine nationale Leitkultur – die politische Klasse der Bundesrepublik aber will es gar nicht so genau wissen, ob sie ihre Leitkultur auf Deutschland, auf Europa oder auf die universalen Menschenrechte ausrichten soll. Dass dies einer praktischen Assimilationspolitik nicht dienlich sein kann, versteht sich von selbst.

Immerhin lässt sich fragen, welche Lehren vielleicht doch erwägenswert wären, um sich in Sachen Einwanderung

prinzipiell pragmatisch zu verhalten und eine nachhaltige Assimilationspolitik zu betreiben.

Die *erste Beobachtung*: Von allen neuzeitlichen Staaten ist Amerika das größte Land mit der längsten Einwanderungsgeschichte. Analysiert man diese, dann führt überhaupt kein Weg an der Schlussfolgerung vorbei: Die amerikanische Einwanderungsgeschichte war erfolgreich, weil sie über Jahrhunderte hinweg den Grundsatz der Assimilation an eine wandlungsfähige nationale Leitkultur befolgt hat.

Zweite Beobachtung: Assimilationspolitik über lange historische Phasen hinweg, in denen sich die Bedingungen sowohl der Einwandererwellen als auch des Aufnahmelandes periodisch ändern, ist nur dann erfolgreich, wenn zwei Faktoren zusammenkommen – der Assimilationswille einer aufgeschlossenen Bürgerschaft und die Assimilationsbereitschaft von Einwanderern. Assimilation kann nur gelingen, wenn die Einwanderungsgesellschaft vor allem an der gesellschaftlichen Basis die Bewältigung dieser Aufgabe gleichzeitig als praktisches Problem und als moralische Herausforderung begreift.

Dritte Beobachtung: Gesetzgebung mit dem Ziel optimaler Assimilation muss experimentell sein. Es gibt in der Tat kein besseres Beispiel für experimentelle Assimilationspolitik mit sehr langem Atem als die amerikanische Einwanderungsgesetzgebung. Experimentelle Politik beruht nicht auf Doktrinen, sie vermeidet verfassungsrechtliche oder völkerrechtliche Selbstfesselung. Sie beruht auf Beobachtungen des Nutzens, der Nachteile, der zuvor oft unbeachteten, häufig kritischen Nebenwirkungen von Masseneinwanderung und sie weiß, dass man ständig korrigieren muss – sei das auch auf die Gefahr hin, frühere Fehler auszubügeln und dabei vielleicht wieder neue Fehler zu machen.

Vierte Beobachtung: Die beste Leitlinie nachhaltig erfolgreicher Assimilationspolitik ist der Nutzen, den die Einwanderer für die Einwanderergesellschaft erbringen, damit zugleich auch für sich selbst. Amerika ist über lange Jahrzehnte hinweg bei der Assimilationspolitik deshalb erfolgreich geblieben, weil die Einwanderungsgesetzgebung die Zahl der Einwanderer und deren ethnische Zusammensetzung in ein vernünftiges Verhältnis zur Assimilationskraft gesetzt hat. Eine derartige Einwanderungsgesetzgebung muss jedoch wohl oder übel selektiv sein.

Fünfte Beobachtung: Von Amerika könnte man zudem lernen, dass Einwanderungspolitik in gutem Sinn populistisch sein sollte. Populismus ist hier zu Lande ein Schimpfwort, in Amerika nicht unbedingt. Dort verbindet sich damit die Erkenntnis, dass der demokratische Prozess nur dann akzeptable Ergebnisse erbringt, wenn Politik und Rechtsprechung dem Rechnung tragen, was die Bürger wünschen. Wie viele Einwanderer in eine Stadt oder eine Region hereinströmen – daran entscheidet sich letztlich auch die Lebensqualität der Bürger vor Ort. Die amerikanische Einwanderungsgesetzgebung war immer wieder einmal von nativistischem Aufbegehen gegen Einwandererströme gekennzeichnet, durch das die Berufspolitiker und Gerichte gezwungen wurden, dem Akzeptanzverlangen der Bürger widerstrebend Rechnung zu tragen. Egoistische Ablehnung des Einströmens großer Einwanderermengen oder bestimmter Volksgruppen und Konfessionen war im Fall der amerikanischen Einwanderungsgesellschaft zwar nicht besonders edel. Aber weil die Politik auf die Meinung der Bürger zu hören genötigt war, hat das auf lange

Sicht doch zur prinzipiellen Akzeptanz des Prinzips der Einwanderung beigetragen.

Sechste und letzte Beobachtung: Amerika ist lange Zeit auch deshalb mit den gewaltigen Problemen einer Einwanderungsgesellschaft fertig geworden, weil es von der Gründung im Jahr 1787 an bis zum heutigen Tage eine autonome Republik geblieben ist. In ihrer Mehrheit schätzen es die Amerikaner immer noch nicht, ihre Identität im Rahmen der eigenen Leitkultur Vereinbarungen im UN-Rahmen willig zu unterwerfen. Erst recht existiert in Amerika keine Europäische Union, auf welche die politische Klasse die Schwerlösbarkeit ihrer Einwanderungspolitik und die intellektuelle Misere ihrer Vorstellungen von Leitkultur abwälzen könnte. Vielleicht lehrt also das Beispiel der amerikanischen Einwanderungsgesellschaft auch, dass die sehr schwierigen und stets sehr umstrittenen Fragen der Einwanderung überhaupt nur im nationalstaatlichen Rahmen erfolgversprechend lösbar sind. Dieser Rahmen ist noch einigermaßen überschaubar, die auf die jeweils nationalen Bedingungen abgestellte Steuerung ist leichter vorzunehmen als in den Gremien der EU von fünfundzwanzig Ländern, und die Wähler können hier ihre jeweiligen Wünsche zwingender artikulieren. Der demokratische Nationalstaat als Voraussetzung nachhaltig erfolgreicher und akzeptabler Assimilationspolitik, selbst unter den erschwerten Bedingungen des einundzwanzigsten Jahrhunderts – auch das ist möglicherweise eine nützliche Lehre aus dem Studium der immer noch faszinierenden amerikanischen Einwanderungsgesellschaft.

Der Beitrag basiert auf einem Vortrag, gehalten am 3. Mai 2006 im Haus der Geschichte.